

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** Lousie C. Breslau

**Autor:** M.W.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571454>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

man erzählt, er habe in Gefangenschaft nie länger als eine Stunde gelebt, und der nicht gejagt werden darf, wurden an der Spitze sogar mit goldenen Figürchen und Rügelchen feinster Arbeit versehen und zum Haarschmuck verwendet. Um den Hals trugen die Mayas schwere Ketten von Gold oder aber von runden, edigen, kunstvoll geschnittenen Chalchihuitl, Schmuckstücken aus einem smaragdgrünen, milchigen, sehr polierfähigen Jadeiten von ganz außergewöhnlicher Härte. Es muß unser Staunen erregen, wenn wir daran denken, wie die Leute mit ihren primitiven, unfertigen Instrumenten ihre Steine zuschneiden und durchbohren konnten. Es wird gesagt, daß dies vermittelst eines sehr feinen Sandes, des Wassers und eines harten Hölzchens hergestellt worden sei. Die Jadeiten sah man als Edelsteine an, und eines Vaters schönstes Liebesbeweis war für sein Töchterchen war: „Mein Chalchihuitl!“ Wie hoch im Ansehen diese Kleinode standen, beweist die

Tatsache, daß die Steinäxteider von Mexiko ihren König Moctezuma gebeten hatten, ihretwillen ins Feld zu ziehen, damit der ihnen so schwer zugängliche Poliersand und Schmieröl, der nur in den Provinzen Quetzaltepec und Tototepec zu bekommen war und für den sie hohe Preise zahlen mußten, ihnen leichter zur Verfügung stände. Das Volk in den genannten Provinzen wurde besiegt und im Friedensvertrag von ihm ausbedungen, daß fortan die Händler, die das unterjochte Land bereisen würden, beim Export dieser hochwichtigen Materialien nicht behelligt werden dürften. Als die Spanier bei ihrer ersten Landung wie Götter verehrt und ihnen von den Indianern Gold und herrliche Kleider gebracht wurden, boten sie dagegen milchig grüne Glasperlen, welche die Indianer nicht von ihren Jadeiten unterscheiden konnten und durch Gilboten an den König in die Hauptstadt senden ließen.

(Schluß folgt).

## Louise C. Breslau.

Mit zwei Kunstbeiträgen und acht Reproduktionen im Text.

Es ist ein paar Jahre her, daß wir Louise C. Breslaus „Freundinnen“ aus dem Musée Rath in der „Schweiz“ \*) wiedergaben. Unsren Lesern wird das stofflich schlichte, aber eindrucksame Bild noch in Erinnerung stehen, das von so starken künstlerischen Qualitäten ist und so durchaus modern. Modern in der realistisch ernsten Auffassung des Stofflichen, im streng abgewogenen, parallelistischen Prinzipien verratenden Aufbau, modern vor allem in der malerischen Auswertung der Impression, in der scharfen Technik, dem raschen breiten Pinsel. Und seltsam, dieses moderne Bild trägt die Jahrzahl 1881. Man vergegenwärtige sich den Stand unserer schweizerischen Kunst zur damaligen Zeit: die Historie, das Genre, das Anekdotenhafte, Literarische herrschte noch auf der ganzen Linie; sogar Hodlers „Gebet im Kanton Bern“, das in eben jenem Jahre entstand, war trotz der großen malerischen Auffassung nicht frei von genrehaften Zügen. Ein so ganz unliterarisches, einzig auf malerisch kompositionelle Werte gestelltes Bild wie „Die Freundinnen“ war damals bei uns gewiß eine Ausnahme; aber das Neue gab sich so ruhig, mit einer solchen Abgeklärtheit des Vortrags und der Empfindung, daß es Eindruck machen mußte. Das Bild erregte Aufsehen, besonders in Paris, wo es im

Salon eine Auszeichnung erfuhr, und begründete mit einem Schlag den Ruhm der jungen Zürcherin. Marie Louise Catherine Breslau war damals kaum fünfundzwanzig Jahre alt. Eben verließ sie das Atelier Julian, wo sie als Schülerin Tony Robert-Fleury's nach den ersten Zürcher Lehrjahren gearbeitet hatte, und wandte sich nun selbständigen Studien zu. Bastien-Lepage, Forain und Degas wurden weiterhin ihre Berater, und verschiedene Reisen, besonders nach den Niederlanden, nach England, Deutschland und Italien, brachten ihrem Leben und ihrer Kunst neue Bereicherung; aber ihre Wege führten sie doch immer wieder dorthin zurück, wo sie stärkste Anregung empfanden und wo ihr Wesen seine tiefen Wurzeln gefaßt, nach der alten Kulturstadt an der Seine. Und Paris hat ihr die Treue auch reichlich gelohnt und der Schweizerin Anerkennung, Dank und Auszeichnung gezeigt, ganz anders als die Vaterstadt Zürich, die bis heute erstaunlich wenig getan hat, um etwas von dem Glanze, den das Ausland auf ihre große Bürgerin gelegt, für sich abzubekommen. In den Sälen des neuen Zürcher Kunsthause findet sich ein einziges, kleineres, nicht einmal besonders charakteristisches Bild von Louise Breslau, das ein Nichtzürcher der Galerie geschenkt hat.

Besser stehen Bern, Lausanne und Genf da, die in ihren



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Die Mutter der Künstlerin.  
Zeichnung (1887).

\*) „Die Schweiz“ XI 1907, 544/45.

Museen bedeutende Werke der Künstlerin bergen; vor allem aber ist es Frankreich und seine kunstbegnadete Kapitale, die immer wieder neue Anregung und neue Erfolge zu geben haben. Paris hat der psychologisch feinen Porträtmalerin interessante und reiche Aufträge gebracht, hat ihre Ausstellungen mit Erfolg gekrönt und verschiedenen ihrer Bilder hohe und höchste Auszeichnungen verliehen, hat Louise Breslau als erste Malerin unter die Ritter der Ehrenlegion aufgenommen, und als die Stadt sich zum ersten Mal zur Erwerbung eines Gemäldes von nicht französischer Hand für ihre Galerie entschloß, galt es einem Werke der Zürcherin, dem herrlichen Porträt des Bildhauers Carriés. Es ist gewiß kein Zufall, daß Louise Breslau in der verwöhnten Kunstadt solchen Anteil findet, und die Tatsache, daß sie sich bleibend an der Seine niedergelassen, ist weniger der Grund zu ihrer Beliebtheit als die Folge davon. Ihre feine, spirituelle und sensitive Art, ihr Sinn für vornehme und intime Eleganz, vor allem aber ihre malerischen Qualitäten, ihre Freude an pikanten und feinen Lichteffekten — Louise Breslau ist ja so recht die Meisterin des Contrejour, jener alle harten Flächen und knalligen Farben in Transparenz auflösenden, die Formen in leis vibrerende Linien zwingenden Gegenlichterscheinungen — ihre exquisite und faszinierende Palette macht sie den Parisern wert, denen seit den Zeiten der Gotik, seit Watteau und Manet die Entzückungen der Farbe und Beleuchtung mehr am Herzen liegen als irgend einem andern Volke.

Die künstlerische Bahn, auf die das Genfer Bild so resolut hinwies, hat Louise Breslau im großen Ganzen innegehalten. Sie ist wohl bisweilen anmutiger und genrehafter geworden, als jenes Werk hätte vermuten lassen, und die zahllosen Porträtaufträge haben sie der lockenden Gefahr der

Virtuosität nicht immer entgehen lassen, so wenig wie einen Graff, Lenbach oder Sargent; aber die bedeutenden Werke, die als Marksteine an ihrem Wege stehen, weisen doch alle nach derselben Richtung. Sie alle sind von großer Auffassung, von unverkennbarer Wahrheit, und ihr Leben, ihre Bedeutung liegen nicht allein im Stofflichen, sondern vor allem in Linie und Farbe, in der Totalität der künstlerischen Erscheinung.

Man hat etwa auch von der „nervösen“ Kunst der Breslau gesprochen. Das Wort ist mißverständlich. Nervös sind diese kompositionell so ausgeglichenen Bilder, in denen fast immer kontemplatives Leben, Stimmungen, ein schönes Sein geschildert wird, diese lyrischen, aller dramatischen Pose fernnen Porträte und intimen Interieurs gewiß nicht; aber von einem seltsam sensiblen Wesen erfüllt sind sie dennoch. Man betrachte einmal ihre in so aparte Beleuchtungen gesetzten aparten Menschen mit den wundervoll geistreichen, von seelischer Erregung durchbebten Händen, mit den verschleiert blidenden Augen, aus denen soviel inneres Leben, verhaltene Sehnsucht und gesteigerter Intellekt spricht, die großzügig gewandeten Frauengestalten mit den herben, lässigen, immer eleganten Linien — nervös mag man diese Menschen mit der reichen Innerlichkeit und dem vibrerenden Leben unter der dünnen Haut immerhin nennen, wenn man dem Wort jenen besondern Klang gibt, den Vertreter einer verfeinerten Kultur ihm zu verleihen pflegen; es ist aber mehr als Nervosität, ist Lyrik, Seelenreichtum und Poetie, was Louise Breslaus Menschen erfüllt, denen sie gerne edle und feine Tiere beigegeben und Blumen — keine prunkhaft üppigen, sondern zarte, herbe, blätterarme Azaleenbäumchen etwa und strenge Disteln — und deren Wesen sie uns so gern im Spiegel stiller Tätigkeit oder ruhigen Nachdenkens zeigt. Besonders in den verinnerlichten Momenten des Nachdenkens, des Sinnens und

Träumens liebt sie die Menschen zu geben, wenn das ganze Wesen, Blick, Haltung und Hände von seelischem Erleben durchdrungen sind. Man sehe sich die einzelnen Bilder daraufhin an, das herrliche Knabenporträt aus dem Museum von Rouen (S. 9) mit den gedankenschweren frühreifen Augen oder den Jüngling der Zeichnung (S. 10), träumerisch, etwas weich, mit einer feinen vergeistigten Sinnlichkeit im schwelenden Blick wie unter der Faszination Chopinscher Musik, oder gar das junge Mädchen am Klavier (S. die erste Kunstbeilage): wie sich da der leise verklagende milde Ton, der den Raum erfüllt, in der ganzen Gestalt ausdrückt, von den gesenkten blonden Wimpern bis zu den vibrerenden Fingerspitzen und in allen Linien des schlanken, ganz der Empfindung hingebenen Körpers! Man darf angesichts dieser bildlichen Wiedergabe eines musikalischen Erlebnisses an ganz große Werke erinnern, an das Konzert (Giorgione-) Tizians vielleicht oder an Robbias Balustradenhaben. Einmal aber hat die Künstlerin das Nachdenken direkt und bewußt zum Vorwurf eines Bildes gemacht, in der „Vie pensive“ (die gewöhnliche Verdeutschung „Beschaulichkeit“ ist für die Sache viel zu deutlich und hausbacken), in jenem durch die wundervolle Einheit von Stoff, Stimmung und Komposition einfach meisterhaften Werke. Unsere Leser finden dieses Bild in der heutigen Nummer nicht. Wir werden es ein andermal bringen, im Verein mit andern Werken der Breslau, aus denen vielleicht auch die Graphiterin zu uns sprechen wird; denn diese eine Nummer genügt nicht, um



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Die Geschwister.  
(Pastell, 1907).

ein richtiges Bild von dem reichen Schaffen der Künstlerin zu vermitteln, und es ist an der Zeit, daß wir — nach so eindrücklicher Umschau unter den Werken unserer jungen und alten Schweizerkünstler — auch einmal bei den beiden bedeutenden, im Ausland zu großen Ehren gelangten Zürchermalerinnen

verweilen, bei Louise Breslau, der vornehm-abgeklärten, psychisch-feinen, intellektuell-scharfen Lyrikerin der Farbe und bei ihrer willensstarken, kraftvoll-flarzügigen, lebenerfüllten Freundin Ottilie W. Roederstein.

M. W.

## Joachim Winzenried, der Flieger.

Skizze von Jakob Bührer, Bern.

Nachdruck verboten.

Schwester Dora klinkte leise die Türe ins Schloß. Ein fröhliches Lichtlein in ihren Augen erlosch, als sie über den unfreundlich hellen Gang lief, in dem es nach Karbol roch und darin eine erstorbene Stille herumlauerte. Sie schrieb eine Zahl auf ein schwarzes Täfelchen an einer Wand und verschwand irgendwohin.

Hinter der Türe, aus der Schwester Dora getreten war, lag Winzenried der Flieger auf seinem Krankenlager. Sein Name stand heute in allen Blättern: er hatte gestern einen „Rekord“ aufgestellt. Der Motor hatte wieder einmal versagt, und er war abgestürzt wie Hunderte vor ihm und Hunderte nach ihm. Die Ärzte meinten, es könne so oder so mit Joachim Winzenried gehen. Er war jung. Sehr jung sogar für einen Menschen, von dem heute die ganze Welt sprach. Es gab Achtzigjährige, die ein Leben voll ernster Pflichterfüllung hinter sich hatten: von denen hatte die Welt nie gesprochen, nie, nicht einmal zwei Tage, wie von Joachim Winzenried. Winzenried hatte eine ganz ruhige Nacht gehabt, zum Leidwesen des Arztes eigentlich keine Schmerzen; nur eine seltsam süßliche Müdigkeit erfüllte ihn. Es war merkwürdig: seit Stunden lag er nun ganz ruhig, ohne Schlaf, und empfand nicht die geringste Langeweile. In dem Zimmer gab es nichts zu sehen, gar nichts; nirgends hing auch nur eine Ansichtspostkarte, und doch konnte er seine Augen weit geöffnet an den Wänden und an der Decke entlang gleiten lassen. Allerhand kurze Gedanken fielen ihm ein — lange hatte Joachim nie gehabt — aber diese flüchtigen Erinnerungsbilder waren voll gütiger Milde.

In dem blauen Ueberkleid schlenderte der Mechanikerlehrling Joachim nach dem Güterbahnhof, um Waren einzulösen. Bei der Unterführung, über die eben ein Zug wegrumpelte, traf er auf den Storchheinrich, seinen Schulbankkameraden, der nun in einem Bettfederngeschäft die Buchhaltung lernte. Storchheinrich erzählte von seinem Bruder, dem Artillerieleutnant, was das ein tüchtiger Kerl sei, dem werde jetzt dann eine Erfindung gelingen, mit der er zweihunderttausend Franken verdiene. Joachim hatte tagelang an diese zweihunderttausend Franken gedacht, und dann hatte er sie vergessen. Einen Monat später

oder mehr ging Joachim einmal mit dem Storchheinrich nach Hause. Ein lang aufgeschossenes Mädchen saß hinter einem Tisch und klipperete auf einer Zither. Sie beide saßen auf dem Sofa und rauchten Zigaretten; dann kam der Bruder, der Techniker und Lieutenant, herein und sagte, sie wollten einen Jäsch zu vier machen. Joachim kam mit dem hochaufgeschossenen Mädchen zusammen, das ziemlich schlecht spielte, aber wacker betrog. Dreimal wurde sie erwischt; beim dritten Mal schmiss der Lieutenant die Karten hin und las seiner Schwester die Leviten. Die warf wütend die Tür hinter sich zu und leiste die ganze Treppe hinunter. Der Lieutenant zog gelangweilt aus einer Kommodenlade eine ganze Menge kleiner Modelle für einen Schuhdruckknopf hervor. Joachim nahm einen der Knöpfe in die Hände und fragte, worin denn nun eigentlich das Rätsel der Erfindung liege. Der Lieutenant erklärte eifrig und ausführlich; aber noch ehe er fertig war, sah er Joachim scharf ins Auge, riß ihm den Knopf aus der Hand und packte den ganzen Krampel wieder in die Schachtel.

Am Schraubstock beim Feilen, manchmal auch beim Zuschlagen dachte Joachim an den Druckknopf. Und einmal, als er beim Baden war, mitten im Rhein draußen fiel ihm plötzlich ein, daß das mit dem Druckknopf eine verteufelt einfache Sache war; man brauchte wahrscheinlich nur das Federlein etwas anders zu stel-



Louise C. Breslau, Zürich-Paris.

Bildnis der kleinen Prinzessin (Pastell, 1902).